

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenund dreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.



No. 12.

Donnerstag am 15. September.

1853.

Arm.

Eine Erzählung


von

Adolf Stern.

(Schluß. *)

Zweites Capitel.

Der Mann einer Frau.

icht allzuweit von der ehemaligen Bischofs-
stadt Merseburg liegt in großer und weiter, aber
auch ziemlich einförmiger, das Auge ermüdender
Ebene der Badeort Lauchstädt. Ein Städtchen,
freundlich, einfach, wie es die sächsisch-thüringischen
kleinen Orte überhaupt sind, — und einige Brun-
nenanlagen sind alles, was der Badegast hier findet.
Das größere Theatergebäude erinnert an die Zeit,
in der Lauchstädt noch von der vornehmen und
reichen Welt besucht ward, — das Weimarsche

Hoftheater spielte hier in frühern Jahren mehrere
Wochen des Sommers. — Jetzt sind die Anlagen
nur noch dürftig erhalten, einige hat man ganz
verfallen lassen — der Curort belebt sich nur
Sonntags mit den Benohnern der Umgegend.
Die Woche über bietet sich den wenigen Badegästen
hinreichende Gelegenheit zur Stille und Beschau-
lichkeit dar.

Hierher trieb jetzt unsern jungen Vicar —
oder, da er bereits um seine Entlassung aus dem
Staatsschuldienste eingekommen ist — unsern Päd-
agogen die lautgewordne Stimme des Herzens.
Fräulein Merveillier war mit ihrer Mutter, einer
patrizischen alten Dame, der der Verlust des Gat-
ten und Vermögens den Stolz nicht hatte rauben
können, bereits eingetroffen; eine reiche junge Wittwe,
Frau Rendant Brückner, aus einer der thüringischen
Residenzen; ein abgelebter alter Actenmensch, der sich
Registrator des königlichen Kreisgerichts Naumburg
nannte; ein paar Damen und Frauen aus umlie-
genden Orten, und endlich ein junger Arzt, der in
Köln, wie er offenherzig bekannte, niemand gefun-
den hatte, der seine ärztlichen Vorschriften befolgen
wollte, bildeten bis jetzt die Curgesellschaft.

*) Durch ein Versehen von Seiten des Verfassers
ist die Ueberschrift: „Erstes Capitel: der Schul-
vicar“ beim Beginn dieser Erzählung weggeblieben.

Sehr erwünscht war Heinrichs Ankunft. Der junge Mann hatte seine äußere Erscheinung mit Hilfe der erhaltenen kleinen Summe sehr zu seinem Vorthell geändert. Er erschien, wenngleich in einfacher, so doch in ziemlich gewählter Kleidung — Bertha Merveillier lächelte unwillkürlich, wenn sie seine kleine Gefallsucht beobachtete. Was ihr nie gefehlt: den Sinn für Mode und Eleganz mußte er sich erst mühsam aneignen — er hatte den besten Willen dazu. Madame Merveillier schüttelte anfangs den Kopf zu dem Enthusiasmus ihrer Tochter für Heinrich, nachdem sie ihn einige Male gesprochen, konnte sie seinen Kenntnissen, wie seinem Talente die gebührende Achtung nicht versagen.

Niemanden vielleicht nächst Bertha Merveillier war Heinrich Conradi willkommener gewesen, als der Frau Mendant Brückner. Der junge Arzt und der alte Registrator vermochten ihren Anforderungen an männlichen Umgang nicht zu entsprechen, der erstere peinigte sie mit Recepten und Gesundheitsvorschriften, der letzte konnte nur über das Wetter, und wenns hoch kam, über den Krieg von 1806 sprechen, den er mitgemacht hatte. Der bewegliche Heinrich dagegen, dessen ursprünglich munterer, froher Sinn durch die äußern Verhältnisse nicht mehr niedergedrückt war, und der, nachdem er sich heimisch gemacht, der angenehmste Gesellschafter wurde, genügte ihr. Er ließ sich durch ihre oberflächliche Bildung nicht irre machen, auf tiefere Fragen mit ihr einzugehen, — wenn sie ihn bisweilen oder öfter nicht ganz verstand, that er, als bliebe ihm dies unbemerkt, er wußte ihre Vergnügungsvorschläge schnell ins Werk zu setzen, kurz er war für sie geschaffen.

Heinrich fand in der That Gefallen an der jungen und lebhaften Wittwe. Sein Sinn war noch zu wenig geläutert und gereift, als daß ihn die Oberflächlichkeit und — um es recht zu bezeichnen — innerliche Leerheit eines derartigen Wesens sehr hätte stören können; er glaubte hier Verständnis und Bildung zu finden.

Bertha Merveillier erschien ihm der reichen Mendantin gegenüber wie eine Heilige. So weltlich im ganzen ihr Auftreten war, und so sehr man ihr den Zwang ansah, wenn sie des Sonntags die Mutter zur Kirche begleiten mußte, schwebte doch ein

gewisser Ernst über ihrem ganzen Wesen und wenn sie liebenswürdig unbefangen die Thorheiten, welche Madame Brückner angab, mit unterstützte, so sah man ihr recht gut an, wie klar sie sich über dieselben bewußt war, und nie konnte kleinstädtisch mädchenhafte Naivetät sie nur eine Weile beherrschen.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß sich Bertha und Heinrich lieben lernten und liebten. Ihre Neigung zu einander wuchs, allmählig zwar, aber sicher, da kein äußerer Anstoß in ihre stille Umgebung dringen und das sich entspinrende Verhältniß stören konnte, zumal da die beiden verstanden, dasselbe auch vor so neugierig spähenden und forschenden Augen, wie denen der Frau Mendantin, zu verbergen. Bertha Merveillier schrieb der Professorin über ihre Neigung — so lieb diese Heinrich und sein Streben hatte, mochte sie ihm das treffliche Mädchen nicht so im Fluge gönnen.

„Er hat noch nichts gethan! noch nichts bewiesen!“ sagte sie zu ihrem Gatten. „Daß sein Wille gut ist — wer bezweifelt es? Aber er hat noch vieles zu überwinden — er ist Bertha's noch nicht würdig!“

„Wenn sie ihn aber ihrer werth findet!“ gab der Professor zur Antwort. Die Professorin schwieg.

„Die ganze Liebe erschreckt mich!“ fügte der Professor bei. „Beide haben nichts! — ich bitte dich nicht sentimental zu sein — auch das muß erwogen werden! Sollen sie sich Jahre lang herumschleppen und die Zahl der traurigen Brautpaare noch vermehren, die Larven und Gespenster des Jahrhunderts sind?“

„Sie lieben sich aber!“

„Wenn das ist, kann und darf man nichts einwenden. Wenn sie sich wirklich und wahrhaftig lieben — so ist eben der menschliche Witz am Ende.“

„Conradi hat noch nichts Bestimmtes von sich gegeben und spricht nur mit den Augen“ meinte die Professorin. „Da steht man ihm Deine Schule und Dein Erziehungstalent an.“

„Er ist ja selbst Erzieher!“ entgegnete der Professor. —

In der That verursachte der seinem Protektor sogleich einfallende Punkt auch Heinrich schwere Kämpfe. Mehr als je lastete es auf ihm, daß er arm sei und Bertha, wie er bald genug erkundet, gleichfalls. Sie hatte nur ihre Kunst, er nur seine Feder, allenfalls konnte er es vielleicht möglich machen, ein Pensionat zu begründen. Das blieb der einzige Weg zu einer, wenn auch nicht glänzenden, so doch angenehmen und gesicherten Zukunft. Er dachte ihn zu betreten. —

Es war heute ein herrlicher Sonnabendnachmittag. Heinrich kam um zwei Uhr nach dem Brunnen und stieg die Stufen der kleinen Vertiefung hinunter, in welcher sich die Quelle befindet. Er trank ein Glas des tintenähnlich schmeckenden Wassers und sah dann wieder heraufstehend die Allee hinab, ob sich niemand weiter einfänden wolle. Bertha Merveillier würde heute nicht kommen, das wußte er, ihre Mutter war unpäßlich. Daß er es nicht wagen durfte, sie zu besuchen, verstimmt ihn schon merklich.

Er sah am Gurohaus den alten Registrator auf- und abgehen und beschloß, sich ihm zu nähern. Nach einem freundlichen Gruße meinte er zu dem Alten: „eine sehr flache Gegend hier! Herrliches Terrain zu einer Schlacht!“

„Anno sechs gab's nichts hier!“ antwortete der Registrator.

„Nein, ich weiß es. Aber 1813!“

„War ich nicht dabei! Hatte die Accessitstelle in Prenzlau! Von da bin ich nach Wesel, dann nach Silberstein und endlich nach Naumburg versetzt worden.“

„So haben Sie beinahe die ganze preussische Monarchie durchgemessen,“ lächelte Heinrich.

Der Registrator murmelte etwas in den Bart, das beinahe wie eine Variante zu „God save the king“ klang und drehte verlegen an seinem sehr abgebürsteten alten Hute. Die Frau Rendantin kam die Lindenallee herauf.

„Kommen Sie, meine Herren!“ rief sie beiden zu, sich mit dem Battisttaschentuche Kühlung zuwehrend. Wir haben eine Partie nach Merseburg verabredet.“

„Wer?“ fragte Heinrich.

„Nun, wer? Ich und der Doctor und die Frau Assessorin mit ihren Mädchen. Ich war bei Merveillers und lud sie ein“ —

„Die Mutter ist krank!“ sagte Heinrich.

„Nun, nun, die Krankheit wird sich halten lassen. Ich ließe deswegen eine Partie, wie die heutige, nicht fahren. Es geht in den Merseburger Dom.“

„Ich weiß nicht“ meinte Heinrich, „ob ich mitkomme. Ich bin heute fast nicht aufgelegt.“

„Gehen Sie,“ rief Madame Brückner in komischer Entrüstung. „Es ist höchst unrecht von Ihnen, wir haben uns so auf die Partie gefreut, wenn Sie uns den Spaß verderben.“

„Mein Gott, geht es denn nicht ohne mich?“ fragte Heinrich, schon halb entschlossen.

„Ich kann gar nicht mehr ohne Sie leben!“ plauderte rasch die Rendantin.

Das war doch zuvorkommend gesprochen! Heinrich fühlte das Blut in seine Wangen steigen. Die Rendantin hatte keineswegs mit ihrer Redensart etwas sagen wollen, das eine Deutung zuließe, sie hatte nur die Grenzen der Convenienz und Höflichkeit ein wenig erweitert. Der Ervicar aber wurde durch die Redensart wunderbar bewegt. Das erste Resultat derselben war, daß er der Rendantin den Arm bot und zu dem Registrator gewendet sagte: „wir wollen uns entschließen! Sie sind doch bei der Partie.“

„Wir haben einen Wagen — gratis“ fügte Madame Brückner rasch bei. Sie bemerkte auf dem Gesicht des Registrators die aphoristischen Ausrufe „meine alten Füße!“ und „mein dummer Gelobestel.“ Ihre natürliche Guemüthigkeit konnte derartige Ausrufungszeichen nicht lange sehen.

Der Registrator machte nun keinen Einwand. Draußen vor der Stadt hielt der große Wagen, der bereits den jungen Liz. und die Frau Assessorin sammt ihren beiden Töchtern aus Weiskensfeld barg. Alle begrüßten Contradi herzlich. Durch Kirchhallen rollte der Wagen die staubige Straße nach Merseburg.

Der berühmte Dom und seine Denkwürdigkeiten wurden aufmerksam betrachtet. Heinrich versäumte nicht, die Geschichte vom Raben des Bischofs Thilo von Trotha und vom Gegenkönig Ru-

dolph, dessen abgehauene verdorrte Hand man aufbewahrt, so interessant, als es ihm nur irgend möglich war, zu erzählen.

Die Mendantin wurde entzückt. „Was Sie nicht alles wissen!“ sagte sie, als die Gesellschaft über die Saalbrücke ging. „Ich glaube, man könnte hinkommen, wohin man wollte, sie hätten die Chronik des Orts im Kopfe.“

„Sie werden sich irren, wenn wir an weniger nahe gelegene und bekannte Orte kämen“ — erwiderte Heinrich ablehnend.

„Ich möchte einmal die Probe machen. Sie würde gewiß zu ihrem Vortheil ausfallen. Wollen Sie mit mir nach Helgoland reisen?“

Heinrich fühlte etwas wie einen Stich im Innern. Er suchte sich zu fassen und forschte mit erkünstelter Verwunderung: „Helgoland? Ist es wirklich Ihr Ernst dorthin zu reisen? Ich glaubte, Sie hätten hier die Einsamkeit gesucht.“

„Gott bewahre!“ antwortete mit unbefangener Offenherzigkeit die junge Wittwe. „Ich bin hierher gekommen, weil man hier doch etwas ist, eine kleine Rolle spielt — in den großen Bädern verschwindet man so. Sie zog doch derselbe Grund?“

Es war eine der nicht wenigen zahlreichen „kleinen Schwächen“ Madame Brückners, die Uebereinstimmung mit ihren Motiven und Empfindungen als selbstverständlich anzunehmen. Sie hatte oft unangenehmen Widerspruch erfahren müssen. Heinrich bereitete ihr das Vergnügen und widersprach nicht. Seine Seele verweilte bei einem andern Gedanken.

„Ich vergesse ganz, weshalb ich hierher gekommen bin“ sagte er, als er spät Abends sein Zimmer betrat. Er hatte Madame Brückner nach ihrer Wohnung begleitet, nachdem sie ihn vorher zu einer langen Promenade vor dem Curhause genöthigt hatte.

Heinrich Conradi verbrachte eine schlaflose Nacht, wie er noch keine gehabt. Oft hatte er im kleinen Wachtigen Schulhause sein Kissen mit Thränen genezt im Anschauen seiner Dürftigkeit und Niedrigkeit, aber der Gedanke an eine lichte, freundliche Zukunft, der Traum von Ruhm und Glück hatte ihn aufrecht erhalten. Nun stand er

auf dem Punkte, wo dieser Traum zum Leben werden mußte, und — der grimmigste Feind jedes Selbst: der Zwiespalt des Verstandes und Herzens war bei ihm eingetreten.

Heinrich war kein Freund von Monologen. Er liebte sie höchstens kurz und abgebrochen, die Länge der Schillerschen konnten und durften sie bei ihm nicht erreichen. Aber jetzt mußte er sich in Worten Luft machen. „Verdammt sei die Armuth! Ohne sie wäre ich nicht da, wo ich bin. Ich machte mich auf ein paar Jahre voller Kämpfe gefaßt und kaum wenige Tage in das Lebensmeer gestürzt, winkt mir schon der Hafen! Diese Mendantin — sie heirathete mich auf der Stelle, wenn ich mich entschloße, sie zu heirathen! Bertha! wärst Du nicht!“

Heinrich dachte mit süßem Schauer an alle die Minuten seit seinem Hiersein, die ihm die Neigung Bertha's in Worten und kleinen Vorgängen vergewissert hatten. Allerdings war von ihm noch kein entscheidendes Wort gesprochen worden — der erste Sieg, den sein Verstand über sein Herz davongetragen hatte.

Die Armuth pflegt eine Philosophie zu erzeugen, die gewöhnlich einen herben Beigeschmack hat. Heinrich hatte sich in seiner dörrlichen Einsamkeit an diese gewöhnt, dem Zureden des Professors war es gelungen, einen Theil davon auszureden, im Augenblicke aber wurde der junge Mann wieder gänzlich von derselben beherrscht. „Was hilft mir's, wenn mich die Liebe eines Mädchens, wie Bertha, beglückt. Den idealen Schmelz werden Zeit und Umstände bald genug von ihr wegwischen und dann wird sich's zeigen, daß auf dem schönen Gemälde eine Hauptfarbe, nämlich Gold fehlt. Heirathe ich die Mendantin, so bin ich geborgen — und unabhängig!“

Die Unabhängigkeit war für Heinrich ein starker Magnet. Seine gegenwärtig so ziemlich glückliche Lage verdankte er den Bemühungen des Professors, auch seine Stellung für die nächste Zukunft sollte er ihm verdanken. Sein Stolz, (von der Frau Schulmeister Helder in Wachtig stets „Bettelstolz“ genannt,) litt darunter empfindlich.

Die rasche Wendung der Gedanken Heinrichs dürste vielleicht befremden. Aber wir geben zu be-

denken, daß von einer eigentlichen Gemüthstiefe oder Charakterfestigkeit bei ihm noch keine Rede sein konnte. Außere Einflüsse beherrschten den Schwankenden und beherrschten auch seine Ueberlegung. Das Resultat der heutigen war: daß er dem fernern Entgegenkommen der Madame Brückner ein gleiches Annähern entgegensetzen müsse.

Heinrich konnte wenig schlafen. Das Bild Bertha Merveilliers, das ihm sonst als Traumgott erschienen, verfolgte ihn heute als Dämon.

Spät erschien er am andern Morgen beim Brunnen. Die Glocken läuteten zum Gottesdienst, Madame Brückner begegnete ihm in eleganter Toilette, das goldgeränderte Gesangbuch in der Hand. Es war wieder eine kleine Schwäche von ihr, sich von Zeit zu Zeit in der Kirche ein wenig zerknirschen zu lassen. Sie sündigte zwar eigentlich nicht, wenigstens nicht gegen die wörtlichen zehn Gebote, war sich auch dessen sehr wohl bewußt, aber sie konnte nicht umhin, sie mußte wenigstens alle Monate einmal einen Strom Thränen in der Kirche vergießen. Sie versprach, sich nach der Predigt einzufinden.

Bertha Merveillier war ohne ihre Mutter am Brunnen. Madame Merveillier fühlte noch immer eine leichte Unpäßlichkeit — sie gestattete indeß der Tochter, den gemeinschaftlichen Versammlungsort der Gurgäste aufzusuchen und sich an den mutmaßlichen Vergnügungen derselben für den heutigen Tag zu betheiligen. Bertha nahm die Erlaubniß — nur Heinrichs wegen, dankend an. Sie stand, den gläsernen Becher an den Lippen, eben in träumendes Sinnen verloren, als Heinrich sie bemerkte und erschrocken einen Schritt zurückprallte. Er hatte ein böses Gewissen und nur auf ihren freundlichen Ruf kam er näher.

„Wie herrlich heute der Sonntagmorgen ist!“

„Wohl! wohl!“ entgegnete Heinrich. „Ich erinnere mich an eine Novellenstuation, die mich stets entzückt hat!“

„Welche könnte das wohl sein?“ fragte Bertha und legte die Finger sinnend an die Stirn.

„Ich meine den Sonntagmorgen in Bischofses „Herrnhuter Familie,“ wo sich Salomo und Marie

finden!“ sagte Heinrich, vom Gefühl des Augenblicks übermannt und seine klugen Vorsätze vergessend.

„Ich habe die Erzählung vor langer Zeit gelesen,“ meinte Bertha. „Ich kann mich nicht entsinnen, daß es ein Sonntagmorgen gewesen sei.“

„Ich glaubte es stets, — ich weiß es jetzt!“ rief mit Wärme Heinrich.

„Heinrich!“ flüsterte Bertha bebend. —

Da sprang der junge Arzt lachend und pfeifend die Stufen zum Brunnen herab und rief: „Der Brunnendiener noch nicht da? Mich dürstet nach Tintenwasser!“

Der Dämon hatte obgestiegen — Heinrich war zum letztenmale seinem bessern Stern gefolgt. Als er mit Bertha wieder allein war, benahm er sich förmlich.

Wozu die nächsten Tage schildern! Man weiß, was erfolgt. Bertha weinte und härmte sich — Heinrich suchte die Vorwürfe seines Innern durch die Vergnügungen, welche er mit der Rendantin genoß, zu übertäuben. Am nächsten Sonntag ward seine Verlobung mit Madame Brückner im „hallischen Courier“ angezeigt.

Am Nachmittag dieses Tages traf der Professor mit seiner Gattin und Doctor Koller in Lauchstädt ein. Er kam, um zu retten. Bertha Merveillier hatte ihm zu spät geschrieben.

Heinrich drängte seine Braut schon seit Freitag, wo die eigentliche Verlobung erfolgt war, zur Abreise. Sobald er die Ankunft des Professors erfahren hatte, suchte er dieselbe zu beschleunigen. Gern willfahrte ihm die Rendantin. Der Professor sprach ihn nicht wieder, sondern sah ihn nur noch in den Wagen steigen. Eine glühende Zornröthe flog über sein Gesicht. Doctor Koller, der die bleiche Bertha am Arme hatte, sagte, dies bemerkend: „lieber Freund: richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet! Bedenken Sie, daß es für ihn ein schwindelndes Glück ist, das er gewöhnlicher Meinung nach gefunden.“

„Nicht daß er die reiche Frau geheirathet, mache ich ihm zum Vorwurf. Daß er aber, nachdem er Gefühle kundgegeben, die er nach Pflicht noch in sich zu verschließen hatte, diese Gefühle mit Füßen tritt und es darauf ankommen läßt, ein Herz zu brechen, das rechne ich ihm zum Verbrechen an.“

Nicht die Armuth, die äußere hat ihn dazu gebracht nie! — die Armuth des Herzens!" sagte fest der Professor.

"Ich kann Ihrer Meinung nicht ganz beitreten," antwortete Noller und wandte sich zu Bertha, die ihm dafür freundlich zunickte.

U a n s i k a a.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Alexander Fischer.

Fünfter Aufzug.

Zweite Scene.

(Links im Hintergrunde ein Peristil des Palastes; rechts das Meer; in der Mitte des Schauplages eine Rasenbank, darüber eine buschige Linde; zu beiden Seiten im Vordergrunde Bäume und rechts noch eine Rasenbank. Mehrere Schiffer treten auf, Geräthschaften in Händen.)

Erster Schiffer.

Wahrlich, saubere Geschichten, die von heut Nacht! Sollte man nicht meinen, wir lebten unter den Barbaren? — Gestern zu Mittag bis über die Ohren verliebt in den schätzbaren Fremdling — und wer weiß, wo der herkam, dieser duckmäuserische Späher, dieser durchtriebene Abenteurer, — und nun am Abend zum Spektakel aller Welt, in den Armen des Unterfürsten — und von dem wissen wir's auch, daß er selbst nicht fest unter der linken Brust. Nun, nun, gleich und gleich gesellt sich gern. — Was steht ihr aber und bietet Maulaffen feil? Die Nuder unter den Arm und den Weg unter die Füße! March, fort!

Zweiter.

Welch Menschenkind das Unglück hat, in dein Mundwerk zu gerathen, geht nicht ungeschunden daraus vor.

Erster (zu allen.)

So viel doch hab'n wir alle weg, daß der Fremd' ein Jungfrauenjäger ist — Zugegeben? — Gut. — Wiederum wissen wir's, daß unsere Fürstin sich zu Mittag dem Abenteurer an den Hals geworfen und sich zu Abend lieblos vom jüngern, glattwangigen Curialos — Zugegeben? — Gut. — Und

In den „Hamburger Nachrichten“ stand wenige Wochen darauf die Vermählungsanzeige Heinrichs mit der Mendantin. Sie war von Helgoland aus datirt. Herr Conradi ist in diesem Augenblicke als geistreicher Feuilletonist eine ziemlich bekannte Größe.

wiederum, daß der von der einen zur andern flattert — und bei der sieht ihm nur das in die Augen, daß sie die schöne Tochter des Königs.

Zweiter.

Das mußt du selbst sagen: der stärkste Ausdruck ist dir noch immer zu leise —

Erster.

's kommt nur, weil du ein Scharrschüler bist, ein Fuchschwänzler, entschlüpfst dir einmal ein wahres Wort, schnell lenkst du wiederum ein, straffst dich selbstem Lügen oder bittest um schön Wetter. — Wie ich sagte, so ist's. — Hier 'rum führt alles Schlaraffenleben — in jener Beste nichts als Puppenschauspiel! — Du Froschgesicht, hab' ich recht?

Dritter.

Beide.

Erster

Was? da hab'n wir ja beid' nicht recht!

Dritter.

Kann auch möglich sein.

Erster.

Und du, was sagst du?

Vierter.

Will mir schon merken, was mir Spaß macht.

Fünfter.

Ich für mein Theil sag's offen: Reisende hab' ich gern; wo die hintreten, bringen sie auch 'was Neues auf's Tapet, und 'was Bessres; und kein Ding in der Welt ist so vollkommen, daß ihm nicht noch eine Verbesserung nützlich wär'. Hätt's drum gern gesehn, der Reisende wär' das Ehegespons unserer jungen Fürstin worden; wenn aber 'ne Sach' nicht sein soll, so hindert sie auch kein Müdensfuß, der grad im Wege liegt.

Erster.

Schwas, was du willst! Wir hab'n aber handgreifliche Beweise. Nichts als Sauwirthschaft, nichts als Vuhlerei —

Zweiter.

Bist der Älteste unter uns — sollst auf Zucht halten in Worten und Werken — red'st aber immer am Tollsten. — Wollt ihr gut durch die Welt kommen, müßt ihr über manchen faulen Fleck wegsehen oder ihn zudecken mit 'nem schönklingenden Namen. Hieronymus Knicker nennt einen sparsamen — den Verschwender einen freigebigen und lebenslustigen Mann — wer sich gemein macht, den Leutselig — wen Hochmuth aufbläst, von dem sagt er: er mag sich nicht wegwerfen, er ist sich seines Werths bewußt — von dem, der rauh wie ein Borstwißch, ein Muster von einem Grobian, sagt nur: er hat ein offen natürlich Benehmen, er spricht frisch von der Leber weg — wer falsch euch angrinzet wie'n Fuchs: er versteht Verhältnisse zu unterscheiden, versteht Rücksichten zu nehmen. —

Erster.

Bist bald zu End' mit deiner Saalbaderei? Komm mir sobald nicht wieder mit solchem Gezeuch, sonst iränk' ich dir's ein — Vog Schwerenoth! da kommen sie schon, der König und alle. (Sehr laut.) Wie oft soll ich's euch befehlen: marsch auf die Reede Soll ich euch Beine machen, he? — Sapperment!

Zweiter.

Ihut nicht noth. Wir sind funfzig wakere Schiffsmate und freuen uns der schönen Seefahrt.
(Er und die andern gehen.)

Erster.

Na, spuetet euch — die Flut geht — Laßt die Jolle 'runter! — Macht klar Deck! — Die Wintel auf —

(Alle ab.)

(Durch das Perisil treten auf: Alkinoos, Odysseus und die Königin.)

Odysseus (im Gespräch fortfahrend.)

Ja schenke Glauben, Königin, dem treuen Wort! Bezeug's, o Gott! ich kann, ich darf nicht weilen Und wüchß mein Fuß auch in den Boden hier.

Die Königin.

Das arme Kind! — Es wird's nicht überleben!

Odysseus.

Wie viel, o Fürstin! Kummer, Sorg und Pein hält aus nicht das Gefäß, in das Natur uns goß! Stets wähen wir: „dies bricht das Herz mir!“

Und leben fort und tragen neue Leiden,
Die schwerer als die vorigen. Nausikaa,
Die frische Blume wird noch nicht gebrochen
Von diesem Lustzug, diesem Regensprühling,
Der niederthaut auf sie bei meiner Abfahrt;
Vielleicht entfaltet er noch höheren Glanz!

Alkinoos.

Vielleicht auch schlägt er ab manch herrlich Blatt.

Odysseus.

Geseht, dein Töchterlein wär' auch verwundet,
Gar bald verharrschet solche leichte Wunde:
Was heilt die Zeit nicht alles! und erfuhrst
Du selber nicht, o würdig Königspaar,
Die Allgewalt der Zeit?
Was einst dir Schmerz war, unnennbare Qual,
Heut müßt du es belächeln stillern Blutes!
Nähm' ich auch an: zum Glück wär's im Bereich
Der Möglichkeit, daß ihr vermählt ich würde:
Sie preiset tausend Tugenden an mir,
Dem freien Mann, die sie vergeblich suchte
An mir, der näher als Gemahl ihr stehet
Und den der Ferne Goldschaum nicht mehr über-
tüncht.

Nach mir begehrend, schätzt sie mich wie hoch!
Und im Besitz wird sie mich nicht mehr kennen.
Wie mir heut Nacht im Traum wird's ihr ergehn:
Vollendet ward die Fahrt — so gaukelte
Der Traum mir vor — schon graute uns die
Küste —

Schon naht ich mich dem heißersehnten Lande —
Zehst sah ich's — stand darauf — auf seinem Bo-
den —

Und fount' ach! nicht mein Vaterland erkennen.

Alkinoos.

Die Gründe all', die du vorerst aufriefst,
Sind nur zu haltbar, frei bekenn' ich es,
Und schnürt es mir die Kehle fast zusammen.

Die Königin.

In deiner Näh' hofft' ich auf schöne Tage —
Du aber täuschtest all' mein Hoffen, Gast
Und weistest stolz weg, was wir froh dir bieten.

Odysseus.

Ha, beim Kronion! höhere Ehre kann
Mir auf der Erde nimmer widerfahren,
Als Sidam heißen einem Königspare,
Das alle Sterbliche an Mäßigung,
An stetem Eifer für der Menschheit Wohl,
An Edelmuth und Umsicht übertragt;
Wann sah ein Gleiches je das Licht der Sonne!
(Nausikaa kommt durch das Perisil, hinter ihr Helios
dora und Eurymedusa.)

Die Königin (ihr entgegen.)

Da kommt mein Kind! O liebes, armes Kind!

Odysseus (laut.)

Wohl ist der Flug, der Flug auf das verzichtet,
Was ihm die Götter nicht gewähren wollen!

Alkinoos (ebenso.)

Bestimmen muß ich dir aus tiefster Seele.

Die Königin.

Je mehr du Willen deinem Schmerze läßt,
So mehr wird er dich peinigen, mein Kind.

Nausikaa.

Nicht! — Stüz' mich nicht! — Ich geh' schon
selber —

Obwohl ein Weib, doch männlich will ich dulden —
Gieb Acht, nicht zucken mit der Lippe will ich —

Die Königin.

So klug spricht meine kluge Tochter nur
Und schenkt der Mutter Trost und Leben wieder.

Odysseus.

Goldselige, darf ich dir nochmals nahen?
Wie freut es mich, dich so gefaßt zu sehen —
(Ob mir! auf ihrem Anlig lagert sich
Der Todesfriebe mit schlagfert'gem Schwerte)
Dich so gefaßt zu sehen, wie ich selbst — nicht bin.
Inmitten mancher grausen Mordschlacht stand ich
Und um mich floß von Menschenblut ein See —
Hinsinken sah ich Iliens Marmorveste,
Ein lecker Kahn auf hocherzürntem Meer;
Ich sah verarmt ein stolzes Königshaus
Und obdachlos und sein Gefind' irrwandeln,
Gleichwie Aegyptens herrenlose Hunde;
Bei vollster Jugendkraft sah ich Achilleus,
Im Todeskampf sich in die Nägel beißend; —
Doch griff mir all dies nicht so nah an's Herz,
Noch wandte nichts vor Leid mir so das Herz
um,

Als jetzt, wo den Schiffsbord ich betrete —

Nausikaa

(setzt sich auf die Rasenbank im Vordergrunde.)

Dies Scheiden — muß es — unser letztes sein?

Odysseus.

O nie und nimmer sollst du mich verlassen,
Du lebst fort in meines Geists Gedächtniß,
Und angelangt an dem Gestad' der Meinen,
Verkünd' ich laut, was hier mir widerfuhr:
Wie mich die Meerflut warf an's öde Land —
Wie ich dalag müd, hungernd, nackt und elend —
Und wie dann mich, dem Tode nah, errettet
Ein holdes Königskind, im süßten Mitleid —
Da finden sie kein Ende deines Lobes:
Und stehen zu den Göttern um dein Wohl. — —
Hoch schmückt das Diadem ein fürstlich Haupt,
Doch höher noch des Herzens frommes Walten
Und wirkt fort von Land zu Land unsterblich.
Du warst's ja, die mich ihnen wiedergab,
Dem alternden Erzeuger seinen Sohn,
Wie den Erzeuger — staune nicht — dem jungen
Sohn,
Hochherzige! du lächelst unter Thränen —

Du winkst mir zu ein freundlich Lebewohl?
O dank dir, Dank!

(Tritt von ihr weg.)

Was kann auch ich dafür,

Daß ich hier steh' unschuldig — doch ein Schuld'ger!
Himmliche, warum auf mich der Fluch?
Warum zerstör' ich alles, was mir wohl will?
(Schon aus dem Aug' schlägt ihr ein wildes Feuer,
Der helle Urstoff ihres edlern Theiles!
Hinweg! Gefahr steigt auf! 's ist hohe Zeit!)
(Im Hintergrunde treten auf: Laodamos, die andern
Unterfürsten mit Ausnahme von Eurpalos und Itan,
Gäste und Sklaven.)

Alfinoos.

Jetzt meld' ich dir noch in der Fürsten Namen:
Daß sie gleich mir und meinem Ehgemahl
Dir Gastgeschenke auf das Fahrzeug sandten;
O mögst du freuen dich der kleinen Gaben
Und denken in der Heimat so der Freunde,
Die dir, den Unbekannten —

Odysseus.

Mein Geist erräth, was du verlangst, o edler Fürst!
Ihr auch, Verehrte! nahet euch und hört mein
Wort:

Gemeines nicht mit Gastlichkeit habt ihr gepflegt,
Der Städte verwüster überall werd' ich genannt
Und stets gerühmt um Klugheit und um Tapferkeit —
Odysseus bin ich, Herrscher im Reich Ithaka...
(Große Bewegung unter den Anwesenden.)

Laodamas.

Tretet zurück! — Ich muß hindurch! — Zu ihm!
Ha, Ruhmvollster der Heldenkönige!
Laß schau'n mich in dein kühnes Aug'! Laß den
Beredten Mund mich schau'n und deinen Arm...!

Odysseus.

In Sehnsucht nach mir schmachten mein getreues
Weib

Penelopeia und mein Sohn, unmündig noch,
Und beide sind wie auch der arme Unterthan —
Solang gewährt vor Troja der Vertilgungskrieg
Und meiner Rückfahrt jammervollste Ewigkeit —
Gleich bloßgestellt dem argen Druck der Mächtigen;
Denn Höflinge sind wüstes Volk und schänden Sinne,
Sofern sie sich in ihrem Werk sehn unbewacht;
Und darin liegt die höhere Pflicht der Könige:
Zu strafen nicht den Frevel, der begangen ward,
Als in des Frevels schleunigster Zuvoorkommung.
Ein jeder Halm fährt wie ein Dolch mir in den
Fuß,

Der anderswo aufsprosset als in meinem Reich
Und was ich jetzt verkündigt, fällt mit schwerer
Wucht,

Verhoff ich wohl, in meiner Gründe Wageschal'.

Alfinoos.

Nicht halt' ich dich — ich darf dich nimmer hal-
ten —

Denk' ich doch selber also, wie du denkst —
Des Landes Glück geht allem andern vor.
Wohl wär' auf Erden mir nicht größte Freude
Beschieden, als noch längere Zeit bei mir
Dich zu bewirthen, vielgeprüfter Bruder,
Der durch erfundungsreichen Geist und durch
Nicht zu erschütternde Beharrlichkeit
Der Hindernisse Tausende bewältigt!
Das aber gönnen mir die Sterne nicht
Und schleudern einen Brand mir in das Haus
Begiebst du freudig dich an's Bord des Schiffes,
Und ich muß dir hierbei die Hand noch drücken!
Du bist mein Feind nicht — Wer auch spricht
davon? —

Ein ehernes Geschick, ob uns verhängt,
Stört nur durch dich den Frieden meiner Hallen.
— Schon spannt die Nacht die dunkeln Flügel aus,
Lang schon gelichtet ist der treue Anker —
Weil es denn sein muß — nun, gescheh' es rasch —
Feindseliger Freund, erreich' die Heimat glücklich!

Laodamas.

Sieghafter, fühner Städtebändiger!
Noch einmal laß mich trinken deinen Anblick
Und Göttermuth mir in die Seele saugen!

Odysseus.

Dein Auge blüht voll Ruhmbegier, Aufstrebender!
D nicht begehrt den trüg'rlichen, ich warne dich,
Der statt die Stirn zu kühlen mit frischgrünem Blatt
Ein Feu'rgeslecht gewunden hat mir um das Haupt.
Vollbrachtst du die schwerste That und sprachst ein
Wort,

Das zauberhaft den Kerker auf der Wahrheit schloß
Und gabst du auch großherzig hin dein bestes Theil,
Noch nicht genügt's, sie heischt noch mehr, die böse
Welt

Mit Sturmgeschrei! Das aber nenn' ich wahren
Ruhm,

Der jagen darf im Hochgefühl sich selber dies:
„Was ich gesucht, war edel stets, und hab's voll-
führt!“

Und den entreißt das Lastermaul dir nimmermehr,
Und zum Gewölb' des ewigen Himmels steigt auch er.
Doch die auch all das vorgesteckte Ziel erreicht
Und die verfehlt auch all das vorgesteckte Ziel,
Sie treffen doch einst insgesammt den schwarzen
Punkt:

Die Erde! — D nicht jage doch den Schatten
nach!

Frau, Jüngling, mir, des Schattens selbst sind wir
genug.

— Nun reich' du mir die Lilienhand zum Zeichen
noch,

Daß mich dein Groll nicht mehr beschwert, Nausikaa!
Sonst nimmermehr gelang' ich in mein Vaterland.
D Ewige! beschützet mir Nausikaa

Mit schönstem Gut, daß ihr vergönnt den Sterblichen!
— Leb glücklich! — Lebe wohl!

(Geht; Atkinoos und mehrere Unterfürsten folgen.)

Einer der Unterfürsten.

Ihm sitzt im Aug' was Fremdes — doch er neiget
Gar sanft das Haupt — wirft Grüße mit der
Rechten —

Und geht dann schneller, immer schneller weg;
So steht der nur, der anders weiß die Sachen,
Entdeckung bald und andern Bescheid
Besüchtet! — Wär' er ein Betrüger? — hm!
(Geht.)

Laodamas.

Euryalos! dein Name ist gerettet;
Wer unterliegt dem Tapfersten der Tapfern,
Die je geathmet, den ehrt noch die Welt.
Nun leuchtet's dir auch, mein Geschwister, ein:
Unmöglich sei das Bündniß mit Odysseus,
Giebst meinem Freunde willig nun die Hand,
Und so gelöst ist glücklich aller Streit.

(Geht.)

Die Königin.

Dir scheint nicht wohl. So bleich sah ich dich nie.

Nausikaa.

Sei unbesorgt — Mir ist so wohl, wie nie —
D springen, tanzen könnt' ich — glaub' mir's nur —
Doch — etwas schwer sind mir die dummen Füße —
Drum bitt' ich dich, du — schöne, gute Mutter —
Zum Bord geh und sag ihm tausend Grüße,
Und wie ich ihm gar gut bin — sag's ihm eilends!
Das thust du deinem Kinde schon zu lieb.

Die Königin.

Scheint dir's so wichtig, geh' ich gleich zum Hafen.
(Geht.)

Nausikaa (aufstehend.)

Schnell — schnell —

Eurymedusa.

Auffspringst du als ein Mehllein, süßes Herzchen!

Nausikaa.

Wo hab' ich's nur? — Ich find' es nicht —

Eurymedusa.

Was steht denn so ernst? Sag' mir's!

Nausikaa.

Was soll ich hier? — Vollbring' ich schnell, was
nöthig —

Eurymedusa.

(Wie Eiderlein so fliegen ihr hin am Boden
Die Augen; nachhumpf' ich ihr, zu sehn, was sie
verruschelt;
Die Armspang ist noch da; das Ringlein am Gold-
finger;
Die Schleifchen an den Schuhen; und der Granaten-
kranz —

Ihm feblet auch nicht eine Blume, und er sitzt gerade,

Der häufig auf der Seite sitzt, das kommt davon:
Weil sie so oft das Köpfschen hebt und senket —
Mein Herzchen, süße Blume?

Nausikaa.

Wer redet hier? — Du, Amme? —

Eurymedusa.

Verloren hast du 'was; ich merkt' es lang.

Nausikaa.

Ich? — Amme geh zur Mutter —

Eurymedusa.

Ich will dir suchen helfen. Nun, was war's denn?

Nausikaa.

Zur Mutter, sag' ich, geh!

Eurymedusa.

Was sprichst du nur so streng zu mir?

Nausikaa.

Noch seh' ich nicht, daß du dich fortbewegest.

Eurymedusa.

Das möcht' ich nicht — Ich möchte bei dir bleiben —

Nausikaa.

Geh, sag' ich dir — Du sollst geh'n — Und sogleich.

Eurymedusa.

Wie garstig ziehst du doch die Brauen zusammen?

In welchem barschen Tone redst du nur?

Das klingt so übel wie der Schrei des Pfaus!

Was kommt dir an? Nicht mehr erkenn' ich dich!

Nausikaa.

Du sollst gehn — gleich. — Was stehst du noch?
Wird's bald?

Eurymedusa.

Was fährst du mich so an? Was that ich dir?
Sei wieder fromm, mein liebes Seelchen! Komm,
sage mir:

Was war's, das du verloren? Wacht's gerne wissen,
Und will dir suchen helfen, so gut ich Alte kann;
Und gebe dir dafür gar zuckersüße weiche Feigen,
Rothbäckige Aepflein, lange klare Pflaumen — —

Nausikaa.

Still, Schwägerin! Schweig still, nichtsnutzige Alte!

Eurymedusa.

Wie? Hört' ich recht? Schimpfst du mich Schwägerin?

Nausikaa.

So geh doch nur; sonst reizest du mich noch! —

Wiß' es einmal, längst bin ich dir erwachsen.

Ich will, ich muß allein sein, — und du gehst!

Eurymedusa.

Sonst reizt' ich dich? Sieh an, du, du hast mich
gereizt,

Du hast mich angefahren wie den schlechtesten Sklaven!

Nie fuhr mich so der hohe Fürst an, noch die Fürstin.
Nichtsnutzige Alte — Schwägerin — schmähst du
mich?

Entwachsen wärst du mir? Ei, lange kannst du
warten;

Niemals holst du mich ein im Alter, glaub' es mir.
Nichtsnutzige Alte — Schwägerin — D arge
Kränkung!

Ich überleb's nicht! Und von dir, die ich im Herzen
Lieb hatte, mehr noch als mein eignes Kindlein,
Das nun schon lange schlummert im tiefen Grabe,
Und jetzt mich nur als Blümchen grüßt zum Frühjahr;
Hab' dich gepflegt auch wie mein eignes Kindlein;
Gebadet dich; gewickelt dich in frische Windeln;
Und viele lange Nächte an deiner Wiege gewacht;
Und dich bei Tag am Gängelband geführt im Felde;
Und wenn's an Milch gefehlt der guten Königin,
So legt' ich dich an meine eignen Brüst' und stillte
dich:

So halb gehörst du mir, und halb der Mutter.
Nun aber sprichst du, du wärst mir erwachsen
Und ich wär' Schwägerin, nichtsnutzige Alte,
Und werd' noch gar aus euerm Haus gejagt!
O Kränkung, bitter Kränkung! Glend, armes Weib
ich! —

Doch nein, abwischen will ich mir die Thränen:
Das ist allzeit der Lohn für treue Dienst;
Mir widerfuhr, was schon vor mir gar vielen.
(Weinend und abgehend.)

Gut, gut treib' aus dem Hause mich, stoß mich in's
Glend!

Wohl giebt mir ein Barmherziger noch eine Streu
Und drückt mir drauf die alten Augen zu.
(Geht ab.)

Nausikaa.

Was sprach sie da? — Gewiß, ich kränkte sie —
Das wollt' ich doch nicht — Amme! He, Amme!

Eurymedusa (außerhalb.)

Riefst du mich? Wie? — Ich komme schon.

Nausikaa (ihr entgegen.)

Ich that dir, gute Amme, wohl zu weh.

Eurymedusa.

Ei, freilich thatst du mir zu weh, mein Kindlein.

Nausikaa.

Das wollt' ich wahrlich nicht. Merk' auf lieb' Alte:
Ich bin schon lange mehr kein Wickelkind,
Dem man den Willen bricht mit süßem Zeug,
Und möchte drum, du wollst als traute Freundin
Von nur an mich betrachten.

Eurymedusa.

Als — Freundin nur? O Jemine! O Schmerz!
Nicht als mein liebes, holdes, süßes Kindlein,
Das ich gesäugt, gepflegt so viele Jahre?

Nausikaa.

Wohl, thu' auch so — wenn dich nur dieß erfreut —
Und nenn' mich immerfort dein liebes Kindlein.

Eurymedusa.

Hä, Hä!

Gelt? Bist du wieder nun mein liebes Kindlein?
Meine holde Blume? Meine süße Seele?
Mir hüpfst das Herz voll Lust. Lieb mir dein
Batichchen —

Ich küß' es, küß' es

Nausikaa.

Herzliche Amme! Sei mir nicht mehr böse,
Nicht böse auf einander laß uns scheiden,
Wir treffen uns sobald gewiß nicht wieder. —
O, könnt' ich all das Gute dir vergelten,
Was du gethan mir!

Eurymedusa.

Gelt, that ich dir Gutes?

Nausikaa.

Nun aber, Gute, sei zu Willen mir:
Da mich zerstreut des andern Gegenwart,
Geh an den Hafen, geh zur Mutter hin,
Indeß will ich hier manches überlegen,
Was meinem künftigen Glücke frommen kann.

Eurymedusa.

Gleich bin ich dir zu Willen. — Ich sprach doch
selber nicht zu viel?

Will's schon gestehen: schwachhaft, nörglich ist das
Alter

Und meistert an der Jugend gar gern herum.
Wenn ich gefehlt; verzeih' auch du mir!

Nausikaa.

Ich habe nichts dir zu verzeihn: bist ja so gut! —
Ach! — Amme! — Amme!

Eurymedusa.

Was klammerst du dich nur so fest an mir?
Glaub' gar, du weinst, mein sanftes holdes Täubchen?
Was ist dir denn?

Nausikaa.

Nichts — nichts. — Den Kuß der guten Mutter! —
Nun, Amme, geh!

Eurymedusa.

Dir scheint nicht wohl. Ich halte mich dazu.
Bald bin ich wieder hier.

(Geht.)

Nausikaa.

Jetzt kommt, o Schmerzentilger, Ruheslifter!
Hervor aus meinen Kleid — Hast schon genug
Mit meinem Herzen dich vertraut gemacht;
Umarm' es jetzt im brünst'gen Liebeskuße!
— Nur einmal noch send' ich des Auges Strahl
Zum letzten Mal an's räub'rische Gestad':
Da heben sich wie Sterbende die Wogen

Aus ihrem Bett und brechen dann zusammen,
Doch stoßen sie erst mit der Hand weit weg das Schiff —
Die stürmischen Lüfte hauschen auf die Segel,
Um zu beschleunigen des Rieles Lauf —
Vom Himmel funkeln goldne Sterne nieder
Und zeigen mir, wie von des Fahrzeugs Deck
Der fremde König Abschiedsgrüße winket —
In seinem Arm, an seiner theuern Brust —!
Wohl könnt' es mich noch fesseln an den Staub,
Mich reizen, noch im frechen Licht zu wandeln
Und laut mit Lachenden zu lachen noch.
Ha, Bahnbethörte!

Schon baar des Dels ist deiner Hoffnung Licht,
Verflackert schon — und noch verzagst du nicht?
— Verzicht', verzag', verzweifle! denn du mußt
Kein gut'ges Schicksal heut dir eine Stütze:
Verwehrt einmal ist's dir für immerdar,
Dich mit dem Gastfreund liebend zu vereinen —
Und jener Werber — wollt er nicht in Arglist
Dich zwingen in sein dir verhaßtes Ehbett,
So du nicht leben willst mit Schmach beladen? —
Er soll's, soll's nicht! Dieß wird die Schmach mir
sparen

Und auch vor seinem gift'gen Kuß mich wahren!
— Was kann ich hier auch suchen, was hier finden?
Dem gehn wir liebend nach, der uns stolz meidet
Und meiden den stolz, der uns liebend naht;
Sandfalsche Welt, leicht ist's, dich zu verachten!
Hier wird zum Trevel sanfter Liebe Trieb,
Hier lauscht die Natter hinter jeder Freude,
Nicht glücklich ist der Arme noch der Reiche,
Dem sith das Leid hier, jenem sith es dort,
Nichts hat den Frieden, und nichts hat Bestand.
Wenn auf das Schönste sich die Blum' erschloß,
Ist sie dem Tod am Nächsten; wenn die Sonne
Zuhöchst, kommt Sonnenwende, Sturm und Klokke.
Einst sah ich Tanzende und hielt mir, wie
Man pflegt als Kind, die Ohren zu; also
Musik nicht hörend, dächten sie mir Tolle: —
So ist das Leben, ganz so: all wir tanzen
Einen wilden Tanz und ohne alle Weise;
Ein höherer Geist belächelt unser Treiben.
Der Leid? — ist nichts als Nebel und ein Hauch —
Wir alle sind mit schärfften Augen blind —
Wir sehn nur, was wir glauben; aber glauben
Nicht, was wir sehn — und schwanken, tappen,
täuschen

Und lügen — und sind selbst zuletzt getäuscht,
belogen.

Dieß Leben? — nichts als schales Ammenmär-
chen,

Nun gut, in tauben Schlaf uns einzukullern.
Und unjer Geist? — nur dann scheint er ein
Etwas,

Wenn er den Leib läßt: eine sonnige Spalte
Im schwärzesten Kerkerloch.

— Und wann zu Asch' ich Asche bin gefallen —
Tauscht wohl mein Geist was Bessres dafür ein?
Gleichviel! ob ja, ob nein. — Dem nachzugrübeln
Ist nutzlos Werk. Schon tausend Menschenhädel
Umstrickten sich in Irrsinn bei dem Räthsel,
Und keiner noch fand 'raus die glatte Lösung.
Kein Leiden giebt es schwerer als das Leben;
Voll Trug steckt es, voll Harm und Bitterniß —
Und alles um uns, alles steht verkehrt!
Und wie, wär' nach so vielem Kummer,
Qual, Furcht und Täuschung, Schrecken nichts dir
Friede werth,

Wär's auch der Fried' im ew'gen Grabeschlummer?
Komm, blanker Bootsmann! führe mich zum Hafen —
(Hebt den Dolch, wendet sich ab und geht wandelnden
Schrittes nach der Rasenbank.)

Wo Ueberwind — will ich — mein Leid verschlafen
(Legt sich nieder.)
(Heliadora tritt auf.)

Heliadora.

(Die Amme sagt, der Freundin sei nicht wohl.)
Nausikaa! Was thust du da? — O — Götter!

Nausikaa.

Erschrick nicht, klag' nicht — Liebe, freu' dich
meiner —

Abschüttl' ich Staub und jede Pein — —

Sieh zu, wer kommt! — Und halt die Eltern
fern —

Und auch den Bruder — —

Euryalos (tritt auf im Hintergrunde.)

Euryalos.

O Ittan! Ittan! — Hier auch nicht! — Verschwandest du,

Weil du verrechnet dich in deiner Rechnung,
Und mich und dich gerechnet in die Hölle?
Einst treff' ich dich im Schwefelqualm der Hölle!
Jetzt schwimmend durch die Wog', kletter' ich zum
Bord

Des Schiffs hinan und pack' den schnöden Gaukler
Und stürz' ihn rücklings in den Meereschlund;
Und taucht er auf, hinab werf ich mich selbst
Und reiß — reiß tief ihn in der Seescheufale
Behausung, streu' ihn dorten vor — dem Haithier
Und schwimm dann selbst zum Dank ihm in den
Rachen — —

(Will ab.)

Nausikaa.

Auf ihn! — Euryalos! —

Euryalos (kommt schnell vor.)

Wer ruft? Wer hält? Wer wagt's, mich aufzuhalten?

(Erblückt Nausikaa.)

O, o, o, o!

Nausikaa.

Still, sei gefaßt? —

(Pause.)

Tritt her, gib mir die Hand! —

In anderm Licht erscheint mir jetzt alles — —

Du trittst mir weiter — doch auch näher, du! —

Wir beide konnten eines Wegs nicht gehn — —

Entwirre deinen Geist von argen Fesseln

Des Wahns, des Rausches und der Blutbegier! —

Kannst du's, so sei der Freund von meiner Freundin —

Ein kostbar Kleinod schließt ihr Busen ein:

Ein duldsam treues Herz!

Euryalos (nach kurzer Pause.)

Wie fremde klingt mir — ihres Mundes Wort —
Und greift mir doch gewaltig in die Brust —

Nausikaa.

Heb' mir das Haupt ein wenig aufrecht, Liebe!

Heliadora.

Barmherziger Himmel! send' o sende Rettung;
Der Felswand Quellen kannst du rückwärts treiben,
D schleuß die Quelle dieses theuren Blutes!

Euryalos.

Wie nur geschieht mir! — Gleich als wär' dem
Blinden

Vom Auge abgewunden todte Nacht —

Als wär' im unfruchtbaren Ohr des Tauben

Die Saat des Wortes von Neuem aufgepreßt —

Genesung strömt auf mich! — Wer war mein
Arzt nur?

Wer schenkte mir dies neue klare Leben?

Warst du es, holdes, tröstendes Gebild?

Gehst du mir heut zum ersten Male auf?

Nausikaa.

Reich' ihm die Hand, du gutes, frommes Kind!

Heliadora.

Euryalos — —

Nausikaa.

(Sind wir denn wirklich nichts mehr, wann wir erst
Die Erd' umschlossen? — Sind wirklich falsch die
Mächte? —)

Ich bitt' dich, Heliadora, streich' das Haar
Mir aus der Stirn!

Heliadora.

(Weh, weh! schon wird sie bleicher, immer bleicher!)

Nausikaa.

Drück' auch — ich bitte dich — den Kranz gerad,

Dicht an die untre Flechte — — Heliadora,

Bist du noch hier? — Ja, dies ist deine Hand —

Sag's offen mir: — Seh ich — wohl schön noch? —

(Sie sinkt nieder.)

Heliadora.

Eiskalt — feucht — schlaff — — Das ist der
Tod, der Tod!

(Alkinoos, Arete, Laodamas und Eurymedusa
treten im Hintergrunde auf.)

Heliadora (ihnen den Weg vertretend.)
 O kommt nicht hierher zum Ort des Schreckens!
 Und könnt ihr nicht die Neubegier ersticken —
 Laßt euern Thränen ihren wildsten Lauf!

Die Königin.

Entfernt vom Rinde, ließ mir's keine Ruhe;
 Beim Schiffe dacht ich — jenes Königshauses
 Auf hoher Flut; beim Schein der Zwillingsterne —
 Des ihm verliehenen Schutzes mächtiger Götter
 Und meines furchtbar nahenden Unglücks — —
 O solt' nicht! Sprich's aus, was ist geschehn!

(Tritt vor und sieht Nausskaa.)

O Himmelsmächte! Tochter! Kind der Schmerzen!
 Blut meines Blutes! — Wer entstell' sie also? —
 Hinweg o Tod, hinweg von meinem Eigenthum!
 (Wirft sich auf den Leichnam.)

Alkinoos.

Nausskaa! — gutes theures Kind! —
 Mein ganzes Volk konnt' ich vor Unheil wahren,
 Und dich, dich Theure konnt' ich nicht beschützen?

Laodamas.

Beklagenswerther Tag! O Tag der Qualen!

Eurymedusa.

Nacht kein Geräusch! Mein süßes Herzchen schläft
 nur!

Einst wacht sie auf, schön wie Damaskus Rose! O
 still doch!

Sie schläft ja nur, die holde Blume!

Heliadora

(links im Vordergrund zu Euryalos.)

Ich kann — kann mich der Thränen nicht erwehren —

Euryalos.

Ich mische meine Thränen mit den deinen:
 Lieb ich sie doch, und jetzt in lauterer Liebe,
 Als einst am Tag wahnsinnigen Verlangens!

Die Königin (erhebt sich halb.)

O Jammer! — Jammer! — Sterben heißt es
 zwiefach,

— Komm Tod! gerüstet bin ich, frohbereit:
 Raß' mich auch hin — —

Alkinoos.

Du redest Thörichtes im Schmerzausbruch:
 Denk', Arete, bist du mir Weib nicht, Gattin!

Laodamas (vor ihr kniend.)

Und Mutter mir! — O Mutter, denk' des
 Sohnes!

Euryalos.

Nun aber geuß der Thränen nicht zu viel:
 Die Thräne, die dein edles Selbst beleidigt
 Siedt auch im Grab die Ruhe unsrer Todten.
 Sie fügte in einander unsre Hände,
 Umhaucht vom Tod — und jetzt im Tode muß
 Ihr liebste Denkmal unsrer Bündniß sein. —
 Dein bin ich, dein! — O sprich, bist du auch
 mein?

(Umfängt sie.)

Heliadora

(lehnt das Haupt ihm an die Brust.)

O dein — dein!

(Ende des fünften Aufzuges.)

Die Gegenwart der deutschen Pühne.

Geschildert vor siebzig Jahren.*)

Motto:

Als ich noch Knabe war ging ich einmal in das
 Theater. Das Trauerspiel Hamlet wurde gege-
 ben, ein Stück voll der edelsten Gedanken, der feins-
 ten Moral, welche je auf die Bühne gebracht
 wurden. Das Publikum hörte mit Aufmerksam-
 keit, mit Bewunderung, mit Beifall zu. Nachdem
 der Vorhang gefallen war, sprach ich zu mir selbst,
 es muß etwas ruhmvolles sein, diese Herrschaft
 über menschliche Verstandeskräfte und menschliche
 Gefühle zu gewinnen. Jetzt aber erschien ein
 italienischer Prahlhans auf den Brettern, ein
 Mann von großer körperlicher Gewandtheit und
 im Besitze vieler Taschenspielerstücke. Das
 Publikum war vor Heiterkeit außer sich, hatte sie
 Hamlet ergötzt, so geriethen sie über den Gau-
 ler in Entzücken!

Bulwer, „Eugen Aram.“

Die Abderiten wußten sich sehr viel mit ihrem
 Theater. Ihre Schauspieler waren gemeine Bürger

*) Siehe „Geschichte der Abderiten“ von G. M.

von Abdera, die entweder von ihrem Handwerk
 nicht leben konnten, oder zu faul waren, eins zu lernen.
 Sie hatten keinen gelehrten Begriff von der Kunst,
 aber eine desto größere Meinung von ihrer eignen
 Geschicklichkeit. — Sie besaßen auch einen eignen
 Schauspieldichter, der, wenn man ihnen glaubte,
 ihre Schaubühne so weit gebracht hatte, daß sie
 der atheniensischen wenig nachgab. Er war im
 Komischen so stark als im Tragischen und machte
 überdies die possierlichsten Satyrspiele von der
 Welt, worin er seine eignen Tragödien so schmacklich
 parodirte, daß man sich, wie die Abderiten sagten,
 darüber bucklicht lachen mußte. Ihrem Urtheile nach
 vereinigte er in seiner Tragödie den hohen Schwung
 und die mächtige Einbildungskraft des Aeschylos
 mit der Beredsamkeit und dem Pathos des Euripides,
 sowie in seinen Lustspielen des Aristophanes
 Laune und muthwilligen Wig mit dem feinen Ge-
 schmack und der Eleganz des Agathon. Die Be-

Wieland. Neue umgearbeitete und vermehrte Aus-
 gabe. Leipzig, bei Weidmanns Erben und Reich 1781.

hendigkeit, womit er seiner Werke entbunden wurde, war das Talent, worauf er sich am meisten zu gute that. Er lieferte jeden Monat seine Tragödie mit einem Possenspielschen zur Zugabe. „Meine beste Komödie“ sprach er „hat mich nicht mehr wie vierzehn Tage gekostet, und gleichwohl spielt sie vier bis fünf Stunden wohlgezählt.“

„Da sei uns der Himmel gnädig!“ dachte Demokritus.*)

Nun drangen die Abderiten von allen Seiten in ihn, seine Meinung von ihrem Theater zu sagen; und so ungern er sich mit ihnen über ihren Geschmack in Wortwechsel einließ, so konnte er doch auch sich nicht enthalten, ihnen zu schmeicheln, wenn sie ihm sein Urtheil abnötigten.

„Wie gefällt Ihnen diese neue Tragödie?“

„Das Sujet ist glücklich gewählt. Was müßte der Autor auch sein, der einen solchen Stoff ganz zu Grunde richten sollte.“

„Sind Sie sie nicht sehr rührend?“

„Ein Stück könnte in einigen Stellen sehr rührend und doch ein sehr elendes Stück sein. Dem schlechtesten Dichter kann zuweilen eine rührende Stelle gelingen, wenn es gerade trifft, daß er verliebt ist, oder einen Freund verloren hat, oder daß ihm sonst ein Zufall zugestoßen ist, der sein Herz in eine Fassung setzt, die es ihm leicht macht, sich an den Platz der Person, die er reden lassen soll, zu stellen!“

„Sie finden also die Hekube unsres Dichters nicht vortrefflich?“

„Ich finde, daß der Mann vielleicht sein Bestes gethan hat. Aber die vielen, bald dem Aeschylus, bald dem Sophokles, bald dem Euripides ausgezupften Federn, womit er seine Blöße zu decken sucht, und die ihm vielleicht in den Augen mancher Zuhörer, denen jene Dichter nicht so gegenwärtig sind als mir, Ehre machen, schaden ihm in den meinigen. Eine Krähe, wie sie von Gott erschaffen ist, dünkt mich so noch immer schöner, als wenn sie sich mit Pfauen- und Fasanensfedern auspußt. Ueberhaupt fordre ich von dem Verfasser eines Trauerspiels mit gleichem Rechte, daß er mir für meinen Beifall ein vortreffliches Trauerspiel, als von meinem Schuster, daß er mir für mein Geld ein paar gute Stiefeln liefere, und wiewohl ich gern gestehe, daß es schwerer ist, ein gutes Trauerspiel als gute Stiefeln zu machen: so bin ich darum nicht weniger berechtigt, von jedem Trauerspiel zu verlangen, daß es alle Eigenschaften habe, die zu einem guten Trauerspiel, als von einem Stiefel,

daß er alles habe, was zu einem guten Stiefel gehört.“

„Und was gehört denn Ihrer Meinung nach zu einem wohlgestiefelten Trauerspiel“ fragte ein junger abderischer Patricius, herzlich über den guten Einfall lachend, der ihm, wie er glaubte, entfahren war.

Demokritus sprach mit einem kleinen Kreise von Personen, die ihm zuzuhören schienen, und fuhr, ohne auf die Frage des wichtigen jungen Herrn Acht zu haben, fort: „die wahren Regeln der Kunstwerke,“ sprach er „können nie willkürlich sein. Ich fordre nichts von einem Trauerspiele, als was Sophokles von dem seinigen fordert; und dies ist weder mehr noch weniger, als die Natur und die Absicht der Sache mit sich bringt. Einen einfachen wohlgedachten Plan, worin der Dichter alles vorausgesehen, alles vorbereitet, alles natürlich zusammengefügt, alles auf einen Punkt geführt hat; worin jeder Theil ein unentbehrliches Glied und das Ganze ein wohlorganisirter, schöner, frei und edel sich bewegender Körper ist. Keine langweilige Exposition, keine Episoden, keine Scenen zum Ausfüllen, keine Reden, deren Ende man mit Ungeduld herbeigähnt, keine Handlungen, die nicht zum Hauptzweck arbeiten. Interessante, aus der Natur genommene Charaktere, veredelt, aber so, daß man die Menschheit in ihnen nie verkenne; keine übermenschlichen Tugenden, keine Ungeheuer von Bosheit! Personen, die immer ihren eignen Individualbegriffen gemäß reden und handeln; immer so, daß man fühlt nach ihrem besondern Charakter, nach allen ihren vorübergehenden und gegenwärtigen Umständen und Bestimmungen, müssen sie im gegebenen Falle so reden, so handeln oder aufhören zu sein, was sie sind. — Ich fordre eine schöne und ohne Aengstlichkeit mit äußerstem Fleiße polirte Sprache; einen immer warmen kräftigen Ausdruck, einfach und erhaben, stark und nervig, glänzend ohne zu blenden; wahre Heldensprache, die immer der lebende Ausdruck einer großen Seele ist, nie zu viel, nie zu wenig sagt. Ich fordre, daß derjenige, der sich unterwindet Helden reden zu lassen, selbst eine große Seele habe; und indem er durch die Allgewalt der Begeisterung in seinen Helden verwandelt worden ist, alles, was er ihm in den Mund legt, in seinem eignen Herzen finde. Ich fordre“ —

„O! Herr Demokritus“ riefen die Abderiten, die sich nicht länger zu halten wußten — „Sie können, da Sie nun einmal im Fördern sind, alles fordern, was ihnen beliebt. In Abdera läßt man sich mit wenigern abfinden. Wir sind zufrieden, wenn uns ein Dichter rührt. Der Mann, der uns lachen oder weinen macht, ist in unsern Augen

*) Demokritus, der bekannte Naturforscher, ein Held des Wielandschen Romans.

ein göttlicher Mann, mag er es doch anfangen, wie er selbst will. Hyperbolus gefällt uns, rührt uns, macht uns Spaß, und gesetzt auch, daß er uns mitunter gähnen macht, so bleibt er doch immer ein großer Dichter! Braucht es eines weitem Beweises?"

„Die Schwarzen an der Goldküste," sagte Demokritus, „tanzen mit Entzücken zum Geiße eines armeneligen Schaffells und eilicher Bleche, die sie gegeneinderschlagen. Gebt ihnen noch ein paar Ruchschellen und eine Sackseife dazu, so glauben sie im Elysium zu sein. Wie viel Witz brauchte eure Amme, um Euch, da Ihr noch Kinder waret, durch Erzählungen zu rühren. Das albernstes Märchen in einem kläglichen Tone hergeleiert, war dazu gut genug. Folgt aber daraus, daß die Musik der Schwarzen vortrefflich oder ein Ammenmärchen gleich ein herrliches Werk ist?" —

Die Abderiten sprachen in ihren Gesellschaften fast von nichts als von ihrer Komödie. Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellungen und Schauspielern sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen, was daran beifallswürdig sein

möchte oder nicht. Denn, ob sie sich ein Ding gefallen oder nicht gefallen lassen wollten, das hing, ihrer Meinung nach, lediglich von ihrem freien Willen ab; und wie gesagt, sie hatten nun einmal eine Art von schweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimischen dramatischen Manufakturen aufzumuntern. Wenn sie schwatzten, so war es nur um einander zu fragen, ob zum Exempel das gestrige Stück nicht schön gewesen sei! und einander zu antworten: ja, es sei sehr schön gewesen; und was die Actrice für ein schönes neues Kleid angehabt. — Aber immer endigte sich die Kritik mit dem ewigen abderitischen Refrain: es bleibt doch immer ein schönes Stück, es ist viel Moral darin, — schöne Moral pflegte der kurze dicke Rathsberr hinzuzusetzen, und immer traf sich, daß die Stücke, die er ihrer schönen Moral wegen selig pries, gerade immer die elendesten waren. — Den Abderiten schmeckte alles. Man fand auf ihren Fischen die Meisterstücke des Genies und Witzes mit den Produkten der schaalsten Köpfe, den Tagelöhnerarbeiten der elendesten Pfaucher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in solchen Dingen weiß machen, was man wollte.

Tout comme chez nous! Tout comme chez nous!

Feuilleton.

Literatur und Poesie.

Der neueste Roman von Fanny Lewald.
Ueber diese so eben erschienenen „Wandlungen" der geistreichen Schriftstellerin sagt Theodor Wehl in der letzten von ihm redigirten Nummer der „Zahreszeiten:"*) „der neue Roman von Fanny Lewald ist ohne Zweifel der reifste und beste, den uns diese hervorragende Autorin geliefert, die von je den bloßen Phantasiegebilden abgewendet und die volle, lebendige Wirklichkeit im Auge, auch hier wieder ihre Menschen, Zustände und Begebenheiten aus dem großen Ströme der sie umflutenden Welt genommen hat. Wenn die Dichterin früher aber in ihren Werken, so bedeutend und wichtig diese zum Theil auch waren, eine gewisse kalte und etwas nüchterne Verständigkeit so wohl in den Anordnungen, als in der moralischen Consequenz derselben zeigte, so sehen wir in dieser neuen Schöpfung der Verfasserin hingegen diese Härten nicht nur in deren Styl, sondern auch deren Geiste vollständig beseitigt und aufgehoben. Ein längerer Aufenthalt in Italien und England,

*) Deren Redaktion nun in der That Ernst Willkomm erhalten hat.

schmerzliche Erlebnisse und Verluste, reifere Erfahrungen des Lebens haben der Autorin den Horizont ihrer Anschauungen erweitert und sie jenen Blick in das Getreibe der Welt und die Herzen der Menschen werfen lassen, der begabten Frauennaturen so glücklich läßt und grade ihnen oft über alle Trennung, alles Leid und alle Erbitterung hinaus jene veröhnende Milde giebt, die Männern nur zu häufig verloren geht und wir hier so schön und herrlich über den Kampf und Sturm einer bewegten Zeit und ihrer Menschen ausgebreitet finden. Der Leser dieser „Wandlungen" wird leicht und gleich auf den ersten Seiten des Romanes gewahr werden, daß es vorzugsweise eine ganz bestimmte Stadt, ganz bestimmte Verhältnisse und Menschen sind, mit denen es die Autorin darin zu thun hat. Es ist nichts Verschwommenes, Phantastisches und künstlich Zusammengerafftes in der Erzählung; die Erzählung, das merkt man gleich, ist aus wahren Vorkommnissen und Begebenheiten herausgeschrieben und gewissermaßen nur ein Stück illustrierte Zeit und Weltgeschichte, die aber nirgends, was ihr entschiedener Reiz und bester Vortheil ist, die Prätension, es zu sein oder eine solche abzugeben, merken läßt. Nahe Beziehungen und Anspielungen sind geradezu ver-

nieden und nirgends das Kleine und Spezielle aus den Dingen und Menschen herausgenommen, sondern überall nur das Allgemein-Giltige und im Großen Charakterische aufgegriffen, so daß der Roman in dem kolossalen Hintergrunde, den er zeigt, doch überall die Menschen und Figuren des Vordergrundes nicht beeinträchtigt und verdeckt. Dadurch, daß die Autorin die Menschen und das Menschliche die Hauptsache ihrer Aufgabe sein und in ihnen darin und nur die Welt und die Zeit sich abspiegeln und darstellen läßt, ist es ihr gelungen, ein harmonisches und wohlthuendes Ganze zu liefern, wie es in diesen „Wandlungen“ vorliegt. Der Reflex der Geschichte im Leben der Menschen, das ist dieser Roman. Der Roman beweist, was Napoleon schon einst gegen Goethe bemerkte, als er sagte: die Politik ist das Schicksal. Ja, so viele leben und existiren, ohne sich um die Politik zu kümmern, ohne an sie zu denken und doch sind auch sie in all' ihrer Ahnungslosigkeit und Unwissenheit nur Produkte dieser dämonischen Gewalt, und erhalten Richtung, Stimmung, Gang und Weisung nur von ihr, die, über die Nationen im Ganzen ausgebreitet, auch den Vereinzeltsten und Widerstrebendsten erfährt. — Der Roman von Fanny Lewald hat einen großen, einen mächtigen Gedanken, einen Gedanken, den sie nicht ausspricht, aber überall merken und gewahr werden läßt, nämlich den, wie ihr eure Zeit macht, macht ihr euch, d. h. strebt und verfolgt eine große, freie und edle Politik, denn nur in diesem Streben und Verfolgen werdet ihr große, freie und edle Menschen bilden.

Man wird uns eingestehen, daß ein solcher Grundgedanke etwas Imposantes hat und daß er Achtung und Respekt verdient, wo er wie hier in diesem Romane mit so viel Geist, gutem Geschmack und spannendem Interesse versinnbildlicht und durchgeführt erscheint. Dieser Roman „Wandlungen“ ist darum aber auch eine Produktion, die gelesen zu haben jenem Menschen wirklicher Bildung wohl anstehen wird.“

Gottschalls Zeno. Rudolph Gottschalls Epös „Carl Zeno,“ auf welches alle Verehrer und Bewunderer des genialen Poeten mit der größten Spannung harren, soll sich soeben der Vollendung nähern. Wir hoffen bald nöthig zu haben, in der Bücherschau auf das Gedicht zurückzukommen.

Eine Autobiographie. Grillparzer, der Allzuschweigsame, soll an einer Selbstbiographie arbeiten, die im höchsten Grade interessant werden dürfte. Leider ist an ein Erscheinen vor dem Tode des Verfassers wohl schwerlich zu denken, da derselbe sogar seine vollendeten Tragödien den Bühnen vorenthält, was mindestens den bessern derselben ein fühlbarer Verlust ist.

Anton Gregor. So betitelt sich ein neuer Zeitroman Th. Königs, der durch den Roman: „Moderner Jesuitismus“ gute Erwartungen und Hoffnungen erregt hat.

Populäre Wissenschaft.

Die Vorläufer des Columbus. Neben andern trefflichen und allgemeinen verständlichen wissenschaftlichen Artikeln brachten Guskow's „Unterhaltungen am häuslichen Herde“ einige Aufsätze J. G. Kohls unter obigem Titel. Auf dieselben unsere Leser aufmerksam zu machen, wollen wir nicht verfehlt haben.

Musik und Theater.

Eine neue Tragödie Elise Schmidts. Aus Berlin berichtet man, daß eine der nächsten Novitäten im königlichen Schauspielhause ein Drama „Macchiavell“ von Elise Schmidt sein werde. Die Dichterin erregte bekanntlich zuerst durch das dramatische Gedicht „Judas Ischarioth“ Aufsehen. Der Versuch, den man am Berliner Hoftheater mit der Aufführung des Trauerspiels: „Der Genius und die Gesellschaft“ machte, wurde nicht eben vom glücklichsten Erfolge gekrönt, — wir wollen denselben dem „Macchiavell“ um so mehr wünschen. Elise Schmidt leidet, wie so viele unserer modernen Poeten, an Ueberstürzung und gemachter Genialität.

Guskow'sche Dramen in Dresden. Man schreibt uns aus Dresden: „es thut dem Correspondenten wohl, wenn er einmal eine recht freudige Nachricht bringen kann, namentlich wenn es das deutsche Theater anbetrifft. Eine solche erhalten Sie heute von mir. Guskow's neue und eben neu umgearbeitete Dramen: „Perez“ und „die Diaconissen“ sollen nun endlich auf unserm Hoftheater, und zwar der „Perez“ bereits den ersten Oktober zur würdigen Eröffnung der Wintersaison in Scene gehen. Die „Diaconissin“ soll vier Wochen darauf folgen und wird also Dresden jedenfalls zuerst das Vergnügen haben, dieselbe auf seinen Brettern zu sehen. Der Erfolg wird hoffentlich bei beiden der günstigste sein.“

Plastik und Architektur.

Das Lessingdenkmal in Braunschweig. Dasselbe soll nach den mannichfachen Verhinderungen und Vertröstungen nun endlich den ersten Oktober feierlich enthüllt werden.